

Magdalena S. aus Sekitsch (Serbien)

Meine Internierungszeit

Dieser kurze Bericht handelt vom Schicksal der Jugoslawiendeutschen. Nach dem Zerfall des Königreichs Österreich-Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg 1918 wurden die Siedlungsgebiete des Donauschwabentums zwischen drei Staaten aufgeteilt; ein kleiner Teil dieses Siedlungsgebiets fiel an Ungarn, zum Größeren an Rumänien und das seit 1918 unter einem anderen Namen bestehende und später genannte Königreich Jugoslawien (Übersetzt das Königreich der Südslawen). Aus Jugoslawien gingen nach blutigen Kriegen der 1990er Jahre sechs international anerkannte Nachfolgestaaten Jugoslawiens hervor: Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Montenegro, Nordmazedonien, Serbien und Slowenien. Im Balkanfeldzug während des Zweiten Weltkrieges griff die deutsche Wehrmacht am 6. April 1941 das Königreich Jugoslawien und das Königreich Griechenland an und besetzte beide Länder innerhalb weniger Wochen. 1944 wurde die Wehrmacht von der Roten Armee zurückgedrängt und sogenannte Ortspartisanen übernahmen die Kontrolle über die jugoslawischen Ortschaften. Dabei wurden Deutsche entrechtet; für sie galt eine Arbeitspflicht, es wurde ihre Bewegungsfreiheit eingeschränkt, als auch Informationssperren verhängt. Viele von ihnen wurden in die UdSSR, ebenfalls für Zwangsarbeit, deportiert. Die heftige Reaktion der Roten Armee und der Partisanen war eine direkte Reaktion auf die deutschen Verbrechen des Zweiten Weltkrieges. Vor dieser Hintergrundfolie muss man folgenden Bericht lesen.

Am 4. Dezember 1944 wurde ich mit meinen Kindern von zwei Partisanen mit Gewehr aus unserem Haus herausgetrieben. Wir durften nur mitnehmen, was wir tragen und auf einer Karre führen konnten. So ging es in die andere Hälfte des Dorfes. Unsere Hälfte wurde von den Partisanen und Russen¹ geplündert. Kurz darauf, Ende Dezember, wurden alle Frauen im Alter zwischen 18-35 verständigt, sich für einen Transport nach Russland beim Kommandanten zu melden. Ich war nicht dabei, weil mein Sohn noch kein Jahr alt war. Alle Frauen, die Kinder älter als ein Jahr hatten mussten mit nach Russland. Die Kinder wurden bei Großeltern oder Verwandten zurückgelassen. Bald danach kamen die älteren Leute von 30-60 Jahren dran. Sie wurden sortiert. Wer kräftig war, musste sofort seine Sachen holen, soviel er tragen konnte. Der Transport ging ab –

¹ In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“ oder Russland. Gemeint war damit die Sowjetunion, welche ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte, war. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Genau wie die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt wird, werden auch Russen und die „Rote Armee“ gleichgesetzt, was sich im Topos „Der Russe“ manifestiert. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet bzw. mit der Sprache identifiziert, obwohl ihre Muttersprache Ukrainisch, Belarusisch, Kasachisch oä. sein konnten. Dies rührt daher, dass die Sowjetunion ein russisch-imperialistisches Projekt war. Wichtig ist an dieser Stelle nochmal zu betonen, dass es sich bei Russisch, Ukrainisch und Belarusisch zwar um ostslawische Sprachen handelt, die auch einen gewissen Verwandtschaftsgrad zueinander aufweisen – allerdings jede für sich selbstständig ist.

niemand wusste wohin. Die übrigen Leute blieben in Sekitsch.² Sie mussten in den Weingärten und auf dem Feld für die Partisanen arbeiten.

Mein Vater und noch andere Männer kamen im August 1945 fort. Wieder wussten wir nicht wohin. Wir selber mussten zurück in die andere Hälfte des Dorfes, hinter Stacheldraht, wo dann die Partisanen die letzten Reste aus den Häusern holten.

Im September mussten wir innerhalb von vier Stunden zusammenpacken. Niemand wusste, wo es hingehen würde. Meine fünfjährige Tochter lag mit 39 Grad Fieber im Bett und mein anderthalbjähriger Sohn im Kinderwagen, als uns drei Partisanen ohne Erbarmen aus dem Zimmer jagten. Das Lager wurde jetzt gänzlich leergemacht.

Das Essen war im Sekitscher Lager miserabel. In der Früh gab es Einbrennsuppe am Mittag Erbsensuppe, die voller Würmer und Käfer war und am Abend gab es wieder Einbrennsuppe, aber sehr dünn und 200 Gramm Brot – alles ohne Salz. Alles war aus schlechtem, verschimmeltem Weizen gemahlen. Das blieb so bis wir fort kamen.

Als man uns aus dem Lager heraustrieb war es Abend. Die Menschen standen alle auf der Straße und es regnete in Strömen. Zu essen gab es an diesem Abend nichts mehr. Die Kinder weinten durcheinander; es war ein furchtbarer Jammer. Am nächsten Tag ging es weiter. Wir mussten der Reihe nach in das Haus des Peter Sch. Dort waren viele Partisanen, auch Frauen, mit Gewehren. Wir wurden untersucht. Als ich drankam, nahm mir zwei Partisanen zunächst meinen Schmuck ab, andere dann meine Kleider und das Bettzeug. Sie schmissen mir ein Paar alte Schuhe hin. Den Kindern und meiner Mutter hat man auch alles weggenommen. Den Jungen legte ein Partisan auf den Boden und schob den Kinderwagen davon. Ich hatte keine Windeln, kein Essgeschirr und kein Essbesteck mehr. Alles war fort. Nur das, was wir auf dem Leib trugen gehörte uns noch. Der Marsch ging zur Bahn. Dort wurden wir in offene Viehwaggons getrieben. Auf dem Boden lag ganz wenig Stroh. Jede Person hatte kaum Platz genug um sich niederzulegen. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Am frühen Morgen kamen wir am Gakowaer Bahnhof an. Am Bahnhof in Gakowo³ übernahmen uns andere Partisanen. Sie teilten uns in die Häuser ein. Die Hälfte von uns kam nach Kuschewlje.⁴ In Gakowo hatte man große Kessel zum Kochen. Vom September 1945 bis zum November 1946, gab es täglich morgens eine Einbrennsuppe, am Mittag eine Schrottsuppe und am Abend wieder eine Einbrennsuppe. Vom Dezember 1945 bis zum Februar 1946 gab es nur zweimal täglich zu essen in der Früh um neun Uhr und am Nachmittag um vier Uhr. Es war immer eine ganz dünne, grob gemahlene Schrottsuppe.

Ich ging zwei Monate lang zum Hanfklopfen, den man bei der großen Kälte im Hof klopfen musste. Die Leute, die klopfen gingen, bekam täglich 150 Gramm Brot, dass auch aus groben Maisschrot gebacken war. Es war ungesalzen. Meine Kinder hatten einen jammervollen Hunger. Um dies nicht jeden Tag anschauen zu müssen, ging ich auch um ein Stückchen Brot arbeiten, so lange bis ich nicht mehr konnte. Im Lager brach Typhus aus; die Menschen waren zusammengepfercht, 20-25 Personen in einem Zimmer von 18 Quadratmetern. Sie lagen eines neben dem andern, niemand wusste mehr wie er seine Läuse und Flöhe aus den Kleidern und vom Kopf loswerden konnte. Es gab ja kein Entlausungsmittel. Trotz aller Schwäche ließ man uns etwa 14 Kilometer laufen, um Laubbüschel für die Küche zu holen.

² Lovćenac (serbisch-kyrillisch Ловћенац, deutsch Sekitsch, ungarisch *Szeghegy*) ist ein Dorf in der serbischen Bačka in der Gemeinde Mali Idoš. Montenegriner stellen mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Das Dorf ist somit das einzige der Gemeinde, in dem Ungarn nicht in der Mehrheit sind.

³ Richtige Schreibung: Gakovo – ein Dorf in Serbien. Es befindet sich in der Gemeinde Sombor im Bezirk West Bačka in der Provinz Vojvodina

⁴ Korrekte Schreibung: Kruševlje in Serbien.

In den zwei Monaten starben Tausende von Menschen an Typhus. Die Toten wurden jeden Morgen mit einem Pferdefuhrwerk zum Friedhof gefahren. Als man die Toten nicht mehr wegfahren konnten, weil es zu viele waren musste sie jedes Haus selber zum Friedhof bringen. Einzelgräber gab es nicht mehr, nur noch Massengräber zu 20, 50 oder 70 Personen. Im Zimmer, in dem ich war starben Jakob H., Christina N. und Katharina K.

Im Herbst 1946 flüchteten vier vom Lager, meine Mutter, die Kinder und ich in der Nacht nach Sombor. 15 Kilometer mussten wir dabei zu Fuß zurücklegen. Von dort fuhren wir mit dem Zug schwarz nach Sekitsch, konnten uns dort aber nicht aufhalten, da die Ličaner von Serbien schon im Dorf waren. So fuhren wir gleich nach unserer Ankunft in den Gunarasch.⁵ Meine Mutter und mein Sohn gingen zu einem Bauern auf dem Hof, meine Tochter und ich zu einem anderen Bauern. Wir mussten viel und schwer arbeiten; Schafe und Schweine füttern und auf dem Felde helfen. Daneben mussten wir gelegentlich auch in der Küche helfen. Wir arbeiteten jeden Tag von der Früh bis in die Nacht hinein und das nur für unser Essen und dafür, dass wir ein Dach über den Kopf hatten.

Im Februar 1947 wurde meine Mutter aufgegriffen, eingesperrt und dann von einem Partisan ins Lager Subotica⁶ gebracht. Dort fand sie meinen Vater wieder. Kurz darauf ging ich mit meiner Tochter auch nach Subotica. 14 Tage später kamen wir nach Sombor in ein Barackenlager. Das Essen war dort etwas besser. Einen Monat später kamen wir wieder nach Gakowa. Neben der üblichen Verpflegung bekam die Kinder jetzt Milch aus Milchpulver und 200 Gramm Brot. Die etwas bessere Verpflegung kam leider zu spät. Die Lagerinsassen hatten bereits dicke Beine voller Wasser, viele von ihnen Malaria und Gelbsucht.

Am 12. Mai 1947, flüchteten wir gemeinsam über Ungarn. (Csátalya), von dort nach St. Gotthard. Dort wurden wir gefangen und nach Ungarn zurücktransportiert und der Gendarmerie übergeben. Doch die gab uns am nächsten Tag frei und so kamen wir zwei Tage später im Durchgangslager Straß an, wo ich gleich mit 40 Grad Fieber (Malaria) ins Krankenhaus kam. 14 Tage später wurde ich entlassen, und wir kamen ins Lager Treffling.⁷ Dort erhielt ich Post von meinem Onkel aus Salzburg. Wir fuhren zu ihm und wurden im Hotel „Europa“ aufgenommen, wo wir mit 36 Personen in einem Zimmer wohnten. Da wir weder Geld noch ausreichend Bekleidung hatten, fing ich gleich an in einem Arzthaushalt zu arbeiten. Mein Vater fand Arbeit in einer Tischlerei. So konnten wir wieder besser für unseren Lebensunterhalt sorgen.

Unsere Absicht war es, in die Bundesrepublik zu gehen, doch wir wagten nicht die Grenze schwarz zu überschreiten. Inzwischen erfuhr ich, dass mein Mann seit 1945 vermisst war. 1955 war es mir möglich die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen und im Juli bekam ich die Pässe und Urkunden. Da meine Tochter die Handelsschule besuchte konnten wir erst 1957 nach Deutschland kommen. Alle Angaben in meinem Bericht habe ich selbst miterlebt.

⁵ Korrekte Schreibung: Gunaras, befindet sich in Ungarn.

⁶ Ort in Serbien.

⁷ In Ostbayern.